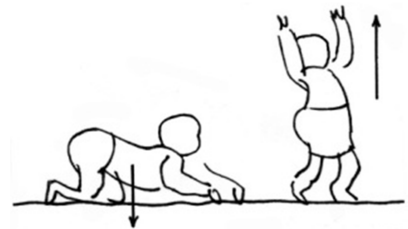


Verehrte liebe Zuhörer!

„Behaupten“ hängt mit dem Haupt zusammen, mit dem Kopf. Der liefert uns die Erkenntnisse, auf Grund deren wir uns entscheiden und handeln können. Überall finden Sie diese Führungsrolle des Hauptes wieder: in „Hauptmann“, in „Hauptstadt“, in „Hauptsache“. In anderen Sprachen ist es das Gleiche: auf Lateinisch heißt das Haupt caput. Daraus entstand der „Kapitän“, der ein Schiff führt, der „Capo“, der auf der Baustelle zu sagen hat, ferner „Kapitol“, „Kapital“ (der Kopf einer Säule), Kapital usw.

Müssen wir eigentlich erst lernen uns zu behaupten? Schon der Säugling behauptet sich doch gegenüber der Mutter: er schreit, und die Mutter beeilt sich ihn zu stillen.

Mit 1 Jahr behaupten wir uns gegen die Schwerkraft, richten uns in die Senkrechte auf, wenn wir das Vorbild der aufrechten Erwachsenen haben, und laufen. Mit 3 Jahren behaupten wir uns schon gegen die ganze Welt, sagen „Ich“, und grenzen uns damit als Individuum ab: hier bin ich in meiner Haut, und da draußen ist die Welt. Spätestens



mit 14 Jahren lehnen wir die Bevormundung durch Eltern und Lehrer ab, diskutieren über jede Anweisung. Mit 18 Jahren (natürlicherweise 21 J.) werden wir mündige Staatsbürger, dürfen selbst entscheiden, werden verantwortlich für unsere Entscheidungen und Handlungen. Nun sind wir erwachsen und bräuchten uns eigentlich nicht zu behaupten, wenn wir ganz mit uns zufrieden wären, wenn wir eine begeisternde Arbeit hätten und Anerkennung von außen.

Wann haben wir aber als Erwachsene das Gefühl, uns behaupten zu müssen? Wenn wir bedroht werden, wenn wir abhängig sind von Anderen, wenn wir zu schnell den Wünschen Anderer nachgegeben haben, und danach unter unserer Schwäche leiden. Nachzuforschen, woher meine Schwächen kommen (Kindheitstraumata, falsche Erziehung) kann hilfreich sein, denn Unbekanntes ängstigt. Letzten Endes muß ich aber meine aktuelle Schwäche oder Ängstlichkeit akzeptieren und daran arbeiten, mutiger und aktiver zu werden. Ich wachse heran. Es kommen Anforderungen und Angriffe von außen. Nicht



alle Menschen sind lieb zu mir, es gibt auch böse. Vielleicht ist mein Chef böse, vielleicht verliere ich meinen Job, oder die Wohnung wird gekündigt, der Partner verläßt mich... Das alles beeindruckt mich. Ich werde zusammengedrückt (2). Es wird eng. Ich bekomme Angst und werde gelähmt. Handeln (4) würde befreien, aber woher bekomme ich die Kraft und den Mut (3) dazu?

Eine vorübergehende Lösung wäre eine Arbeit, die mich ganz fordert und ausfüllt. Um aber auf Dauer zu bestehen, muß ich nicht nur äußere Angriffe auf meine Freiheit überwinden, sondern mich auch innerlich gegen Geister behaupten, die mein Gewissen zum Schweigen bringen wollen. Nicht alle Arbeiten dienen heute dem Fortbestand der Erde und dem Wohl der Menschheit. Viele verführen dazu, mit dem Strom zu schwimmen und führen bergab. Das kann ich nur erkennen, wenn mein Denken unabhängig ist, wenn ich mich behaupten kann gegen die fremden „Tauben, die mir durch den Kopf flattern“! Ist Ihnen klar, wie Sie von Bildern aus der Werbung, von politischen Wahlreden, von alten Vorurteilen beeinflusst werden? Es gibt eine kleine Übung, mit der Sie sich Klarheit darüber verschaffen können, wie selbständig Sie in ihrem Denken sind:

Versuchen Sie einmal in einer ruhigen Viertelstunde Folgendes: Schließen Sie die Augen und stellen Sie sich irgend etwas kleines Unbedeutendes vor, ein Streichholz, eine Stecknadel, oder z.B. ein Viereck. Sie können es drehen, vergrößern, verkleinern – aber drei Minuten im Bewußtsein halten. Was passiert nach einer Minute? Ihnen fällt ein, daß Sie das Bügeleisen nicht abgeschaltet haben, daß Sie noch Dirk anrufen wollten, daß die Mails verschickt werden müssen Nach der Störung einfach wieder beginnen! Üben sie es vier Wochen lang. Nicht entmutigen lassen! Wenn es nicht geklappt hat, keine Kraft vergeuden mit Selbstvorwürfen, sondern jeden Tag wieder von vorn anfangen. Dadurch lernt man klarer zu denken und zu sehen.

Nun hat die Sache aber auch eine Kehrseite. Wenn ich mein Denken ausbilde, ohne gleichzeitig zu üben, überall auch das Positive zu suchen, dann sehe ich überall Fehler bei anderen Menschen, ärgere mich und kritisiere sie. Die Brüder Grimm haben so einen Kritiker humorvoll beschrieben in ihrem Märchen vom

Meister Pfriem

Meister Pfriem war ein kleiner, hagerer, aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem nur die aufgestülpte Nase vorragte, war pockennarbig und leichenblaß, sein Haar grau und struppig, seine Augen klein, aber sie blitzten unaufhörlich rechts und links hin. Er bemerkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatte in allem recht. Ging er auf der Straße, so ruderte er heftig mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er selbst davon begossen ward. „Schafskopf,“ rief er ihr zu, indem er sich schüttelte, „konntest du nicht sehen, daß ich hinter dir herkam?“ Seines Handwerks war er ein Schuster, und wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus, daß er jedem, der sich nicht weit genug in der Ferne hielt, die Faust in den Leib stieß. Kein Geselle blieb länger als einen Monat bei ihm, denn er hatte an der besten Arbeit immer etwas auszusetzen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Absatz höher als der andere, bald war das Leder nicht hinlänglich geschlagen. „Warte,“ sagte er zu dem Lehrjungen, „ich will dir schon zeigen, wie man die Haut weich schlägt,“ holte den Riemen und gab ihm ein paar Hiebe über den Rücken. Faulenzer nannte er sie alle. Er selber brachte aber doch nicht viel vor sich, weil er keine Viertelstunde ruhig sitzen blieb.

War seine Frau frühmorgens aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er aus dem Bett und lief mit bloßen Füßen in die Küche. „Wollt ihr mir das Haus anzünden?“ schrie er, „das ist ja ein Feuer, daß man einen Ochsen dabei braten könnte! Oder kostet das Holz etwa kein Geld?“ Standen die Mägde am Waschfaß, lachten und erzählten sich, was sie wußten, so schalt er sie aus: „Da stehen die Gänse und schnattern und vergessen über dem Geschwätz ihre Arbeit. Und wozu die frische Seife? Heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Faulheit: sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht ordentlich reiben.“ Er sprang fort, stieß aber einen Eimer voll Lauge um, so daß die ganze Küche überschwemmt ward. Richtete man ein neues Haus auf, so lief er ans Fenster und sah zu. „Da vermauern sie wieder den roten Sandstein,“ rief er, „der niemals austrocknet; in dem Haus bleibt kein Mensch gesund. Und seht einmal, wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen. Der Mörtel taugt auch nichts: Kies muß hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch, daß den Leuten das Haus über dem Kopf zusammenfällt.“ Er setzte sich und tat ein paar Stiche, dann sprang er wieder auf, hakte sein Schurzfell los und rief: „Ich will nur hinaus und den Menschen ins Gewissen reden.“ Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was ist das?“ rief er, „ihr haut ja nicht nach der Schnur. Meint ihr, die Balken würden gerade stehen? Es weicht einmal alles aus den Fugen.“ Er riß einem Zimmermann die Axt aus der Hand und wollte ihm zeigen, wie er hauen mußte, als aber

ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Axt weg und sprang zu dem Bauer, der nebenherging. „Ihr seid nicht recht bei Trost,“ rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwer beladenen Wagen? Die armen Tiere werden Euch auf dem Platz umfallen.“ Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pfriem lief vor Ärger in seine Werkstätte zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrjunge einen Schuh. „Was ist das wieder?“ schrie er ihn an, „habe ich euch nicht gesagt, ihr solltet die Schuhe nicht so weit ausschneiden? Wer wird einen solchen Schuh kaufen, an dem fast nichts ist als die Sohle? Ich verlange, daß meine Befehle unangelhaft befolgt werden.“ „Meister,“ antwortete der Lehrjunge, „Ihr mögt wohl recht haben, daß der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den Ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorhin aufgesprungen seid, habt Ihr ihn vom Tisch herabgeworfen, und ich habe ihn nur aufgehoben. Euch könnte es aber ein Engel vom Himmel nicht recht machen.“

Meister Pfriem träumte in einer Nacht, er wäre gestorben und befände sich auf dem Weg nach dem Himmel. Als er anlangte, klopfte er heftig an die Pforte: „Es wundert mich,“ sprach er, „daß sie nicht einen Ring am Tor haben, man klopft sich die Knöchel wund.“ Der Apostel Petrus öffnete und wollte sehen, wer so ungestüm Einlaß begehrte. „Ach, Ihr seids, Meister Pfriem,“ sagte er, „ich will Euch wohl einlassen, aber ich warne Euch, daß Ihr von Eurer Gewohnheit ablaßt und nichts tadelt, was Ihr im Himmel seht: es könnte Euch übel bekommen.“ „Ihr hättet Euch die Ermahnung sparen können,“ erwiderte Pfriem, „ich weiß schon, was sich ziemt, und hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts zu tadeln wie auf Erden.“ Er trat also ein und ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab. Er sah sich um, rechts und links, schüttelte aber zuweilen mit dem Kopf oder brummte etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt hatte, während er nach dem Splitter in den Augen anderer suchte. Sie trugen aber den Balken nicht der Länge nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen?“ dachte Meister Pfriem; doch schwieg er und gab sich zufrieden: „Es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt, geradeaus oder quer, wenn man nur damit durchkommt, und wahrhaftig, ich sehe, sie stoßen nirgend an.“

Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brunnen in ein Faß schöpften, zugleich bemerkte er, daß das Faß durchlöchert war und das Wasser von allen Seiten herauslief. Sie tränkten die Erde mit Regen. „Alle Hagel!“ platzte er heraus, besann sich aber glücklicherweise und dachte: „Vielleicht ist's bloßer Zeitvertreib; macht's einem Spaß, so kann man dergleichen unnütze Dinge tun, zumal hier im Himmel, wo man, wie ich schon bemerkt habe, doch nur faulenz.“ Er ging weiter und sah einen Wagen, der in einem tiefen Loch stecken geblieben war. „Kein Wunder,“ sprach er zu dem Mann, der dabeistand, „wer wird so unvernünftig aufladen? Was habt Ihr da?“ „Fromme Wünsche,“ antwortete der Mann, „ich konnte damit nicht auf den rechten Weg kommen, aber ich habe den Wagen noch glücklich heraufgeschoben, und hier werden sie mich nicht stecken lassen.“ Wirklich kam ein Engel und spannte zwei Pferde vor. „Ganz gut,“ meinte Pfriem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müssen wenigstens davor.“ Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, spannte sie aber nicht vorn, sondern hinten an. Das war dem Meister Pfriem zu viel. „Talpatsch,“ brach er los, „was machst du da? Hat man je, solange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? Da meinen sie aber in ihrem dünkelfhaften Übermut, alles besser zu wissen.“ Er wollte weiterreden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und schob ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah, wie er von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben ward.

In diesem Augenblick erwachte Meister Pfriem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her als auf Erden,“ sprach er zu sich selbst, „und da läßt sich manches entschuldigen, aber wer kann geduldig mit ansehen, daß man die Pferde zugleich hinten und vorn anspannt? Freilich, sie hatten Flügel, aber wer kann das wissen? Es ist übrigens eine gewaltige Dummheit, Pferden, die vier Beine zum Laufen haben, noch ein paar Flügel anzuheften. Aber ich muß aufstehen, sonst machen sie mir im Haus lauter verkehrtes Zeug. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht wirklich gestorben bin.“

Es ist köstlich, wie dieser Meister Pfriem beschrieben wird. Er handelt nicht, er denkt nur, schaut von oben auf andere herab und kritisiert sie. Im Traum meint er gestorben zu sein und sieht wie im nachtodlichen Erleben seine Charaktereigenschaften im Bild. Der Balken, den im Auge hat, kommt ihm in die Quere, er erkennt ihn aber nicht als den eigenen. Im Märchen heißt es: „...*Er selber brachte nicht viel vor sich, weil er keine Viertelstunde ruhig sitzen blieb.*“ Damit kann er natürlich „*nicht auf den rechten Weg kommen*“ und bleibt mit seinem Lebenskarren „*in einem tiefen Loch stecken.*“ „*Kein Wunder - wer wird so unvernünftig aufladen! Was habt Ihr da?*“ fragt er. „*Fromme Wünsche*“ erhält er zur Antwort. Ja, es sind die eigenen frommen Wünsche, daß die Anderen arbeiten sollen, während er zusieht und kritisiert.

In dem folgenden kleinen russischen Märchen, da handelt die Heldin – oder folgt sie nur ihrem Eigensinn?

Wassilis Weibchen

Wassili hatte ein Weibchen, na, ihr wißt schon, was für eine: Immer gab sie Widerworte. Wollte er die Wiese mähen, um Grünfutter zu machen: "Nein, erst Holz hacken!" Wollte er Gerste säen, weil er an sein Bierchen dachte: "Nein, Hafer!" Einmal im Frühling - am seidenblauen Himmel segelten die kleinen weißen Wölkchen dahin, auf allen knospenden Zweigen zwitscherten die Vögel aus voller Kehle, und es roch nach aufgepflügter Erde – da waren die beiden zusammen unterwegs, kamen an ein Flübchen. Das Schmelzwasser im Frühjahr hatte die Brücke davongerissen, nur ein langer Balken lag darüber. "Na warte“, dachte Wassili, „hier kriege ich sie!“, „Ich gehe zuerst!“ sprach er. "Nein, ich!" rief sie, und schon war sie auf dem Balken. Als sie in der Mitte war, sagte er: "Maremja, vorsichtig, nicht wackeln, sonst fällst du noch hinein!" "Nun wackle ich gerade!" schrie sie und stampfte mit dem Fuß auf. Der Balken kippte, plumps, lag sie im Wasser, ging unter und kam nicht wieder zum Vorschein. Wassili seufzte. Er hatte schon so viel mit ihr erlebt, was sollte er ohne sie anfangen? Er brach sich einen Stecken aus dem Ufergebüsch, watete ins Wasser und begann zu suchen.

Ein ganzes Weibchen hat er so gestochert, da kamen zwei Bauern am Ufer entlang, sahen sich das ein Weibchen mit an, dann riefen sie: "He, Alterchen, was machst du da, fischst du?" "Freilich fische ich", sagte Wassili, "nach meinem Weibchen fische ich, das unten bei der alten Brücke ins Wasser gefallen ist!". "O, du Dummkopf !" riefen die beiden, "da mußt du unterhalb der Brücke suchen; sie wird schon weit fortgetrieben sein, schnell schnell!" "Ach" entgegnete Wassili, und wiegte lächelnd den Kopf, "ihr kennt mein Frauchen nicht, sie wird auch diesmal gegen den Strom geschwommen sein!"

Und richtig - er hat sie noch gefunden! Sie spuckte das bißchen Wasser aus, das sie geschluckt hatte, war gesünder und schöner als je zuvor und hatte sogar noch einen prächtigen Fisch gefangen. Sie nahmen sich in die Arme, herzten und küßten sich, und setzten gemeinsam ihren Weg fort.

Liebe Zuhörer, die Marmja und den Wassili haben wir beide in uns selber! Unser Gefühl stürzt sich in Abenteuer, und der Verstand steht daneben und meldet Bedenken an.

Stellen Sie sich vor, Sie sind auf einem Fest und der Gastgeber nötigt Sie: „*Trinken Sie doch noch ein Glas Wein!*“ – „*Nein, ich muß noch autofahren!*“ Ach, die Seele stürzt sich trotzdem ins Vergnügen, und der Verstand steht am Ufer und erhebt den Zeigefinger: „*Vorsicht, Führerschein!*“ Hier behauptet sich das Gefühl gegenüber dem Verstand. Beide brauchen wir! Wenn das Gefühl sich aber nicht immer wieder in unbekannte Abenteuer stürzen würde, könnten wir nichts lernen. Denn von den bekannten Situationen haben wir bereits gelernt.

Reicht das „Gegen-den-Strom-Schwimmen“ aus, um sich auf Dauer zu behaupten? Nein, man muß sich auch auf den Weg machen, sich entwickeln! In russischen Märchen bekommt manchmal der Held ein Knäulchen geschenkt, das soll er vor sich auf den Weg rollen, und es entwickelt sich als Bild für seine seelisch-geistige Entwicklung. Und beim Fortschritte-Machen muß ich Unbekanntes wagen, sonst lerne ich nichts Neues dazu. Dabei muß ich meinem Entschluß treu bleiben und nicht bei der ersten Schwierigkeit aufgeben! Das ist eine Willenssache. Eine kleine, scheinbar einfache, Übung kann uns Klarheit darüber verschaffen, wie stark unser Wille ist.

Normalerweise meinen wir ja, das zu tun, was wir wollen. Aber machen Sie einmal folgenden Versuch: Nehmen Sie sich morgens z.B. vor, um 10 Uhr 15 den Bleistift / den Löffel / das Werkzeug von links nach rechts zu legen. Zu einfach? Dann probieren Sie es. Was passiert? Um 14 Uhr fällt Ihnen ein: Ich wollte doch um Viertel nach zehn... Was war dazwischengekommen? Das Telefon klingelte, der Postbote kam usw.... Lassen Sie sich nicht entmutigen! Keine Kraft mit Selbstvorwürfen vergeuden, sondern jeden Tag wieder wie neu anfangen, vier Wochen lang. Sie werden merken, wie es Sie stärkt.

Der Held des nächsten Märchens hat wohl schon seinen Willen geübt:

Der Pechvogel (Irland)

Vor langer, langer Zeit – na ja, so lange ist es auch wieder nicht her! – lag zwischen den saftigen grünen Wiesenhängen Irlands ein Dorf. Fragt mich nicht, wie es heißt! Die Namen dort kann sich niemand merken. Das Vieh stand prächtig im Futter, die Pferde glänzten wie die Spiegel, die Wolle der Schafe war lang und seidig, die Kühe gaben Milch in Hülle und Fülle, und die Bewohner des Dorfes waren glücklich und zufrieden, denn jeder Tag brachte ihnen neue Überraschungen und Freuden.

Nur einem unter ihnen mißlang alles, was er anpackte. Ging er ins Holz, so glitt ihm die Axt ab und fuhr ihm ins Bein. Fehlte ihm ein Schaf, so war es gewiß in ein Moorloch geraten, und nur der Schwanz schaute noch heraus. Kurzum, sie nannten ihn nur noch den Pechvogel. Das aber machte ihn zornig, und er ging zu einer alten Frau am Ende des Dorfes und klagte ihr sein Leid. „Ich kann dir nicht helfen“ sagte die Alte. „Geh ans Ende der Welt, zum weisen Alten, der weiß Antwort auf alle Fragen.“

Und da machte sich der Pechvogel wirklich auf den Weg, und ging und ging, den ganzen Tag, eine Woche lang, einen Monat – ich glaube, ein ganzes Jahr ist er gegangen, er hatte schon keine Sohlen mehr unter den Schuhen - da stand plötzlich auf dem Wege vor ihm ein grauer Wolf, dürr und struppig, und knurrte ihn an: „Wo willst du hin?“ – „Zum weisen Alten am Ende der Welt, der weiß Antwort auf alle Fragen!“ – „Oh, frage ihn, warum ich immer so hungrig sein muß!“ – „Ja, warte nur, bis ich zurückkehre, dann sollst du die Antwort haben.“

Und er ging und ging, eine Woche lang, einen Monat, ein ganzes Jahr, und kam zu einem Baum, der halb verdorrt war. „Wohin gehst du?“ – „Zum weisen Alten am Ende der Welt, der weiß Antwort auf alle Fragen.“ - „Bitte frage ihn, warum alle Bäume ringsumher grünen und blühen, und ich verdorren muß.“ - „Ja, warte nur, bis ich zurückkomme, dann will ich dir die Antwort bringen.“

Weiter lief er und lief, ich glaube, er ist wieder ein ganzes Jahr gelaufen, da kam er vor ein schönes Häuschen, davor stand eine hübsche junge Frau, die empfing ihn mit offenen Armen, bereitete ihm ein köstliches Mahl, ein weiches Lager, und fragte: „Wo willst du hin?“ – Zum weisen Alten am Ende der Welt, der weiß Antwort auf alle Fragen.“ – Oh, dann frage ihn, warum ich hier so alleine leben muß.“ – Ja, warte nur, bis ich zurückkomme, dann will ich dir die Antwort bringen.“

Am anderen Morgen, nachdem sie ihm noch ein gutes Frühstück bereitet hatte, machte sich der Pechvogel wieder auf den Weg. Er ging und ging, und langte endlich bei dem weisen Alten an. Und der beantwortete ihm alle Fragen und gab ihm noch einen guten Rat für den Heimweg mit.

Und wie ihr wißt: der Heimweg ist kürzer als der Hinweg - und so kam der Pechvogel auch bald wieder bei dem schönen Häuschen an. Die hübsche junge Frau erwartete ihn schon und fragte: „Na, was hat der weise Alte gesagt?“

„Er hat gesagt, wenn ein Mann zu dir kommt, der dir gefällt, so heirate ihn, dann bist du nicht mehr allein!“ – „Ja, du bist zu mir gekommen, du bist ein Mann, du gefällst mir, bitte heirate mich!“ „Dazu habe ich keine Zeit!“ erwiderte der Pechvogel. „Der weise Alte am Ende der Welt hat zu mir gesagt: Dein Glück liegt auf dem Weg, nun wandere! – Ich muß wandern!“ Damit verließ er die junge Frau, und sie winkte ihm noch lange traurig nach.

Er ging und ging, und kam zu dem Baum, der inzwischen fast ganz verdorrt war und nur noch flüstern konnte: „Was hat der weise Alte gesagt?“ – „Er hat gesagt, auf deinen Wurzeln lastet eine eiserne Truhe, die mit Goldstücken gefüllt ist. Wenn einer die Truhe hebt, dann werden deine Wurzeln schon wieder Wasser ziehen, und du grünst und blühst und trägst Früchte.“ – „Da steht ein Spaten, bitte hebe die Truhe!“ - „Dazu habe ich keine Zeit! Der weise Alte hat zu mir gesagt: Dein Glück liegt auf dem Weg, nun wandere! – Ich muß wandern!“ Und so ließ der die Truhe ungehoben und den Baum verdorren.

Und er lief und lief. Immer schneller lief er, denn die Heimat zog ihn an, da stand plötzlich vor ihm auf dem Weg der graue Wolf. Er war noch struppiger und dürre geworden, man hätte den Hut an seine Knochen hängen können, und er knurrte: „Nun, was hat der weise Alte gesagt?“ „Oh“, erwiderte der Pechvogel, „er hat mir eine merkwürdige Antwort für dich gegeben, ich soll dir sagen: Dein Fressen steht vor dir!“

Ja, der Pechvogel hat schon einen festen Willen. Er handelt, doch was fehlt ihm? Er verfolgt mit Scheuklappen ein ausgedachtes Ziel. Er macht Schritte aber keine Fortschritte; er lernt unterwegs nichts dazu. Er hat kein Mitgefühl mit den Wesen, die ihm begegnen, er ist flüchtig. Das nächste Märchen handelt von einem Helden, der wahrnehmen kann, sein Fühlen beherrscht und auf festem Boden steht:

Vom klugen Schneiderlein

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz: kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu raten auf, und wenn er`s nicht erraten konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekanntmachen, wer ihr Rätsel löste, sollte sich mit ihr vermählen, und möchte kommen, wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Stich getan und hätten`s getroffen, da könnt`s ihnen nicht fehlen, sie müßten`s auch hier treffen; der dritte war ein kleiner unnützer Springinsfeld, der nicht einmal sein Handwerk verstand, aber meinte, er müßte dabei Glück haben, denn woher sollt`s ihm sonst kommen. Da sprachen die zwei andern zu ihm: „Bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem bißchen Verstande nicht weit kommen.“ Das Schneiderlein ließ sich aber nicht irremachen und sagte, es hätte einmal

seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin, als wäre die ganze Welt sein.

Da meldeten sich alle drei bei der Prinzessin und sagten, sie sollte ihnen ihre Rätsel vorlegen: es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verstand, daß man ihn wohl in eine Nadel fädeln könnte. Da sprach die Prinzessin: „Ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?“ „Wenn`s weiter nichts ist,“ sagte der erste, „es wird schwarz und weiß sein, wie Tuch, das man Kümmel und Salz nennt.“ Die Prinzessin sprach: „Falsch geraten, antworte der zweite.“ Da sagte der zweite: „Ist`s nicht schwarz und weiß, so ist`s braun und rot, wie meines Herrn Vaters Bratenrock.“ „Falsch geraten,“ sagte die Prinzessin, „antworte der dritte, dem seh ich`s an, der weiß es sicherlich.“ Da trat das Schneiderlein keck hervor und sprach: „Die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben.“

Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß und wäre vor Schrecken beinah hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte fest geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „Damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins tun, unten im Stall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nacht zubringen; wenn ich dann morgen aufstehe, und du bist noch lebendig, so sollst du mich heiraten.“ Sie dachte aber, damit wollte sie das Schneiderlein loswerden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein ließ sich nicht abschrecken, war ganz vergnügt und sprach: „Frisch gewagt ist halb gewonnen.“

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollt auch gleich auf den kleinen Kerl los und ihm mit seiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte,“ sprach das Schneiderlein, „ich will dich schon zur Ruhe bringen“. Da holte es ganz gemächlich, als hätt` es keine Sorgen, welsche Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Bär das sah, kriegte er Lust und wollte auch Nüsse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und reichte ihm eine Handvoll; es waren aber keine Nüsse, sondern Wackersteine. Der Bär steckte sie ins Maul, konnte aber nichts aufbringen, er mochte beißen, wie er wollte. „Ei“ dachte er, „was bist du für ein dummer Klotz! Kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen“, und sprach zum Schneiderlein: „Mein, beiß mir die Nüsse auf.“ „Da siehst du, was du für ein Kerl bist,“ sprach das Schneiderlein, „hast so ein großes Maul und kannst die kleine Nuß nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuß in den Mund und knack, war sie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probieren,“ sprach der Bär, „wenn ich`s so ansehe, ich mein, ich müßt`s auch können.“ Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wackersteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein. Aber du glaubst auch nicht, daß er sie aufgebracht hat.

Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stückchen darauf. Als der Bär die Musik vernahm, konnte er es nicht lassen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach: „Hör, ist das Geigen schwer?“ „Kinderleicht, siehst du, mit der Linken leg ich die Finger auf und mit der Rechten streich ich mit dem Bogen drauf los, da gehts lustig, hopsasa, vivallalera!“ „So geigen“, sprach der Bär, „das möcht ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, sooft ich Lust hätte. Was meinst du dazu? Willst du mir Unterricht darin geben?“ „Von Herzen gern,“ sagte das Schneiderlein, „wenn du Geschick dazu hast. Aber weis einmal deine Tatzen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir die Nägel ein wenig abschneiden.“ Da ward ein Schraubstock herbeigeholt, und der Bär legte seine Tatzen darauf, das Schneiderlein aber schraubte sie fest und sprach:

„nun warte, bis ich mit der Schere komme,“ ließ den Bären brummen, soviel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bund Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden und hätte dem Schneider den Garaus gemacht. Am Morgen stand sie ganz unbesorgt und vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderlein ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie´s öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren, und sollte sie da vermählt werden. Wie sie eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falsches Herz hatten und ihm sein Glück nicht gönnten, in den Stall und schraubten den Bären los. Der Bär in voller Wut rannte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin hörte ihn schnauben und brummen: es ward ihr angst und sie rief: „Ach, der Bär ist hinter uns und will dich holen.“

Das Schneiderlein war fix, stellte sich auf den Kopf, steckte die Beine zum Fenster hinaus und rief: „Siehst du den Schraubstock? Wann du nicht gehst, so sollst du wieder hinein.“ Wie der Bär das sah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche, und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut, und lebte er mit ihr vergnügt wie eine Heidlerche. Wer`s nicht glaubt, bezahlt einen Taler.

Der älteste Schneider kennt nur das Alltagstuch „Kümmel und Salz“. Der zweite ist dem Himmel schon ein bißchen näher, denn er spricht vom Bratenrock des Vaters, den der nur zum sonntäglichen Kirchgang anzog. Der Jüngste aber sieht das Gold und das Silber in der Aura der Prinzessin. Erkenntnis allein genügt noch nicht, sie muß zur Begeisterung werden, das Gefühlsleben läutern: Er harmonisiert die niederen Triebkräfte, den Bären, mittels Musik! Dann aber schafft er sich Ruhe vor dem Bären, indem er ihn im Schraubstock einzwängt und die Nacht verschläft.

Das ist ein Bild für eine gewaltsame asketische Anstrengung, seine Seele zu läutern. Die Gegenkräfte – die neidischen Brüder – treten wieder auf den Plan und schrauben den Bären los, wenn der Jüngste schon meinte, ihn überwunden, verwandelt zu haben. Die niederen Triebe waren nur verdrängt, wie der Psychologe sagen würde.

In der irdischen Wirklichkeit würden jetzt viele Jahre des Übens folgen, bis das errungen ist, was das Schneiderlein nun vorführt. Im Märchen klingt es so, als lägen nur ein paar Augenblicke dazwischen: Das Schneiderlein stellt sich auf den Kopf und streckt die Füße zum Fenster hinaus. Es zeigt dem Bären, daß es nicht im Irdischen seinen Halt hat, sondern im Himmel fußt – dort hat der wahre Wille sein Fundament. Es steckt aber noch ein anderes Sinnbild darin: mit den Füßen machen wir uns nämlich auf den Weg, machen Fortschritte in unserer Entwicklung. Dazu muß man die eigene Bequemlichkeit und die eigenen Begierden im Zaum halten. Wenn man diesen beiden nachgibt, werden immer erarbeitete Kräfte verbraucht. Hier zeigt das Schneiderlein, daß er sich bis in den Willen hinein geläutert hat. Damit hat der Bär seinen Meister gefunden.

Von Himmel oder von Gott zu reden ist uns Selbständigen heute verdächtig, wir meinen, das wären alte Geschichten, die die Kirche erfunden habe. Wenn Sie im Interent „Nahtoderlebnisse“ aufrufen, können Sie aber nachdenklich werden.

Die Klassenkameradin eines meiner Söhne hatte mit sechzehn Jahren einen schweren Unfall und lag vierzehn Tage im Koma. Sie erlebte dort, wie sie von verstorbenen Verwandten und Bekannten begrüßt wurde. Sie wurde von Lichtwesen in einen Reigentanz aufgenommen bei schöner Musik und erfuhr, daß das für einen Verstorbenen geschehe. Dann ahnte sie, daß sie selber gemeint war. Sie wäre gerne „drüben“ geblie-

ben, bekam nach 14 Tagen aber gesagt, daß sie noch Aufgaben auf der Erde habe. Es war eine große Überwindung für sie, aus der unbegrenzten Weite in ihren engen Körper hinein zu müssen. Als sie in der Klinik erwachte, staunte sie, weil weder Ärzte noch Schwestern reagierten, wenn sie mit ihnen sprach oder sie etwas fragte, bis sie darauf kam, daß sie „hier ja laut sprechen muß“. Das war drüben nicht nötig gewesen, weil dort alles offenbar war.

Ich selber hatte 1947 im Alter von sieben Jahren eine Rachenmandeloperation. Der Behandlungsstuhl, auf dem ich saß, hatte eine massive, hohe Rückenlehne, ca. 10 cm dick, mit schwarzem Leder oder Kunstleder bezogen. Ich bekam einen Waschlappen aufs Gesicht, darauf wurde Äther geträufelt, und ich mußte laut zählen. Als ich nicht mehr zählte, hat der Arzt vermutlich angefangen zu schneiden. Ich selber erlebte Folgendes: ich sank langsam durch die Rückenlehne nach hinten und sah vor mir die Lehne, und durch die, nunmehr transparente, Lehne meinen Körper auf dem Stuhl sitzen. So etwas nennt man heute out-of-body-experience. Ich konnte alles sehen – der Arzt und meine anwesende Mutter konnten mich nicht sehen. Sie sahen nur den im Stuhl sitzenden Körper. Wenn bei der Operation etwas schiefgegangen wäre, dann wäre der Körper unbrauchbar geworden. Ich selber aber hätte weiter existiert. Wer so etwas erlebt hat, weiß, daß man ohne die leiblichen Augen sehen kann und unabhängig von seinem materiellen Körper existiert, und daß es etwas mehr gibt, als was wir hier mit Augen sehen und mit den Händen tasten können.

Wir sind geistige Wesen, und wenn wir heute in Situationen geraten, denen wir mit unseren Kräften nicht mehr gewachsen sind, dann können wir die geistige Welt, der wir eigentlich angehören, um Hilfe bitten. Sie wird uns helfen uns hier zu behaupten, wenn wir die richtigen Ziele verfolgen und das tun wollen, was der Menschheit nützt.

Auf --> www.maerchenfrank.de finden Sie die ausführlichen Deutungen der Märchen.

Frank Jentzsch, Vortragsnachschrift vom 7.7. 2015

